

Zeitschrift: Schweizerische Gehörlosen-Zeitung
Herausgeber: Schweizerischer Verband für Taubstummen- und Gehörlosenhilfe
Band: 26 (1932)
Heft: 6

Artikel: Benito Mussolini [Schluss]
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-927029>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

keit, Nachgiebigkeit, Versöhnlichkeit, Selbstbeherrschung und Selbstverleugnung. Somit sind sie Brüder und Schwestern Jesu und als solche Gottes Kinder.

Gott aber sei Dank, der uns den Sieg gegeben durch unsern Herrn Jesum Christum.
(1. Kor. 15, 57.)

Solch einen Sieg kennt die Menschheitsgeschichte keinen, wie den Sieg der Auferstehung Jesu Christi. Ostern ist das Siegesfest. Zur Osterzeit herrscht Siegerstimmung. An Ostern weht die Siegespalme so hoffnungsvoll. Wir lassen uns nicht niederdrücken durch eigene und fremde Sünden, durch die Trübsale in der Welt, durch die Enge, die uns einzwingen will, durch das Unrecht, das jetzt noch in der Welt herrscht, durch die Ungerechtigkeit, die drohend das Haupt erhebt; nein, Jesus hat alles das überwunden. Christi Sieg ist unser Sieg. Wir stellen uns im Glauben unter seine Siegesmacht. In der Gemeinschaft mit ihm nehmen wir an seinem Siege teil. Er ist unser Heiland mit seiner Auferstehungskraft.

Zur Belehrung

Benito Mussolini. (Schluß)

Als es ihm endlich besser ging, kam er nach Mailand. Da erscholl der Freudenruf: Mussolini! Aber bald kam die Nachricht von der unglücklichen Schlacht zu Caporetto am 22. Oktober 1917. Ein siebzehnjähriger Fasist war gefallen, dem Mussolini im „Popolo d'Italia“ einen ergreifenden Necrolog gewidmet hat. Im Februar 1919 hielten die Bolschewisten in Mailand unter Absingung des Liedes von der roten Fahne eine große Heerschau ab, während 145 Fasisten in einem Saal der Altstadt in bescheidener Versammlung tagten. Jetzt gab er dem „Popolo d'Italia“ den Untertitel „Zeitung der Kämpfer und Erzeuger“. Zunächst traf ihn noch eine Wahlniederlage, aber im Mai 1921 erfocht er in Mailand, Bologna, Parma und Ferrara einen glänzenden Sieg und trat als Führer von 33 Sitzen in die Kammer in Rom ein.

Nach dem Wahlsieg feierten die Fasisten in ergreifender Weise die Beerdigung des Jünglings Aldo Sette, der, weil er dem Fasizismus angehörte, in Mailand ermordet worden war. Zum erstenmal sah Mussolini die faschistischen

Reihen machtvoll geordnet durch die ganze Stadt marschieren und sich auf dem Friedhof sammeln, wo sie sich im Bireck aufstellten. Auf ein Kommando ließen sie sich in frommem Schweigen auf die Knie nieder, schweigend verging so eine lange Minute innerer Sammlung. Dann, auf einen Trompetenstoß, erhoben sie sich schnell und entboten, immer noch schweigend, dem auf der Bahre liegenden Kameraden, mit aufgehobenem Arm, in römischer Weise den letzten Gruß: „Eja, Eja, alalà“. Und als der Führer Mussolini, wie beim militärischen Appell, mit mächtvoller Stimme rief: „Kamerad Aldo Sette!“ da donnerte ihm der einstimmige Ruf der Fasisten entgegen „Hier“, als wollten sie damit beweisen, daß der Tote nicht gestorben sei, sondern in jedem seiner Kameraden weiterlebe.

Das Wahrzeichen der neuen, von Mussolini gegründeten Hierarchie (Priesterherrschaft) ist das schwarze Hemd, ein Nachfolger der Rothemden Garibaldis, es ist die Verkörperung gleichen Mutes, aber ernsterer Opfer als das Garibaldihemd. Der italienische Fasizismus ist die mächtigste Schöpfung eines persönlichen und nationalen Machtwillens: er verkörpert Behendigkeit, Lebenskraft, Eifer und vor allem Jugend.

Die Ermordung des Abgeordneten Matteotti warf später, als Mussolini die Verantwortlichkeit übernommen und jede Gesetzwidrigkeit strengstens verboten hatte, ein schiefes Licht auf die Dinge. Man darf nicht vergessen, daß die Jünglinge sich rächteten für die häufigen Überfälle, denen sie im In- und Ausland ausgesetzt waren. Wie alle lebensvollen, kühnen Geschöpfe wurde auch der Fasizismus als Rebell empfangen und es kostete viel Abenteuer, bis die Italiener sich daran gewöhnen konnten.

Mussolini ist Gegner des Parteiwesens, er strebt an: Ein Volk, eine Nation, ein Staat, ein Reich. Vier Tage nach dem großen Wahlsieg und dem Marsch auf Rom rief er vom Balkon des Regierungsgebäudes den ihm zuzuhörenden Anhängern zu: „Nieder mit allen Parteien, allen, auch der unsern, die Nation soll gerettet werden“. Mussolini war auf Wunsch des Königs nach Rom gekommen. Um die Mittagszeit verließ er den Quirinal, den Palast des Königs, und begab sich in sein Hotel, um die großen Entscheidungen zu treffen. Um drei Uhr erklangen Trommelwirbel und flatterten die Fahnen auf. Der Duce stellte sich an die Spitze der faschistischen Truppen, die in prächtiger Ord-

nung durch die Stadt marschierten, fünf Stunden lang, bis zum Grabmal des unbekannten Soldaten. Dort beugten sie ehrfürchtig die Knie vor jenem Opfer, das keinen Namen hat als nur den Ruhm, den Tod auf sich genommen zu haben, damit die andern leben.

Dann führte Mussolini die Sieger auf den Hügel der alten Stadt, zum Palast, wo der König stand, neben sich die Befehlshaber des Heeres und der Flotte, die auf Mussolinis Veranlassung nachher zum „Duca della Vittoria“, Herzog des Sieges, und zum „Duce del Mare“ Herzog des Meeres, geadelt wurden. Der König sah die Flut der Schwarzhämeden an sich vorüberziehen, die ihm unermüdlich ihr „Alalà“ zjujubelten.

Nachdem Mussolini dem Gefolge durch den König vorgestellt worden war, zog er sich zurück mit den Worten: „Nun wollen wir an die Arbeit gehen“.

Zur Unterhaltung

Eine stille Helden.

Sie war gestorben, die alte Missionsfrau, und wehklagend umstanden die Neger mit ihren Weibern und Kindern das Missionshaus. Als junge Frau war sie von Deutschland hinausgezogen in die afrikanische Wildnis und hatte ihrem Manne in seiner Missionsarbeit treu zur Seite gestanden. Sie hatte mit ihm gearbeitet und mit ihm gelitten; sie hatte Kinder geboren in der afrikanischen Wildnis, ohne Hilfe und Beistand einer weißen Genossin, hatte sie aufgezogen und in die Heimat gesandt, damit sie lernen sollten und tüchtige Menschen würden. Jede Trennung war eine schwere Tat, aber standhaft hielt sie aus.

Sie war, wo sie mit ihrem Manne auf Missionsstationen lebte, nicht nur die liebe Gattin, die treue Sorgerin ihres Hauses gewesen, sie war auch den Eingeborenen eine Mutter, eine Helferin. Sie wurde dadurch eine der wenigen, denen die Schwarzen treu ergeben waren. Aufstände blieben nicht aus, es kamen schwere Zeiten, furchtlos blieb sie auf ihrem Posten, und niemand hatte gewagt, ihr ein Leid anzutun. So war sie alt geworden in einem Leben voller Entzägungen. In einem kleinen Städtchen Südwesafrikas verbrachte sie nun ihre alten Tage, immer noch in eifriger Missionsarbeit. Abkömmlinge verschie-

dener Stämme umgaben sie: Hottentotten, Kaffern, Hereros und Ovambos, und alle liebten und verehrten sie. „Unsere Mutter“, sagten sie von ihr.

Sie wurde kränklich, konnte schon lange nicht mehr ausgehen, war an den Stuhl gefesselt. Sie beehrte die schwarzen Frauen in allen Fragen ihres Lebens, erzog sie weiter zur Reinlichkeit, damit sie sich schützen gegen die schrecklichen Krankheiten, die hineingetragen wurden in ihre Stämme. Sie teilte Ratschläge aus an die, die kamen und sie fragten. Von der Außenwelt sah sie seit langem nichts mehr. Ihre Kinder hatte sie nie wieder gesehen; sie waren fern in der deutschen Heimat, waren dort herangewachsen, hatten gelernt, gearbeitet, sich verheiratet. Sie hatte die Hoffnung begraben, sie zu umarmen, Enkel auf ihren Knien zu wiegen. Die Mittel reichten hüben und drüben nicht zu einer weiten Seereise aus. Briefe und Bildchen war alles, was sie von ihren Kindern hatte. Ihre Arbeit mußte ihr über die Sehnsucht hinweghelfen, die still an ihrem Herzen nagte.

Und nun war sie tot. Zweimal schon hatte der Tod sie hart angefaßt und an ihr gerüttelt, zweimal schon hatte sie ruhig und ergeben Abschied genommen von ihrem Mann und „ihren schwarzroten Kindern“, die sie sich an das Bett hatte kommen lassen. Zweimal hatte die Todesfaust sie wieder losgelassen, und wenn sie sich dessen bewußt geworden war, dankte sie ihrem Schöpfer für das Geschenk des weiteren Lebens. Als Geschenk betrachtete sie nun jeden Tag, den sie durchlebte, eifrig in ihrem Lebenswerk, soweit ihr gelähmter Körper es zuließ.

Dann war das Ende plötzlich gekommen. Als die Nachricht von ihrem Heimgang sich unter den Eingeborenen verbreitete, wehklagten Kaffern, Hottentotten, Hereros und Ovambos: „Unsere Mutter ist gestorben“. Die Leiche mußte vor der kleinen Missionskirche ausgestellt werden: sie wollten sie alle noch einmal sehen, „ihre Mutter“. In Scharen kamen sie herbei mit ihren Weibern und Kindern und umdrängten den Sarg. Milde lächelte das wachsbleiche liebe Gesicht sie an. Laut auf weinten sie und sangen ihre wilden Klagelieder, und sie lächelte. Einen einzigen letzten Wunsch hatte sie niedergeschrieben: „Begrabt mich bei meinen schwarzen Kindern.“

Und so bewegte sich ein langer, langer Trauerzug von seltsamen schwarzen Gestalten zum Eingeborenen-Friedhof, vorbei an dem schönen, mühsam bepflanzten und gehegten Friedhof der weißen Toten, auf deren Gräbern Zypressen